

Referat am 24. April A.D. 2021
vor der Kreissynode des
Kirchenkreises Mittelmark-Brandenburg (Zoom)
unter dem Thema:

**Im Lichte der Freiburger Studie (FS): Hat die evangelische
Kirche im Sprengel Potsdam (noch) eine Zukunft?“**

Sehr geehrter Herr Präses, hohe Synode der EKMB,

wie Sie der Überschrift und den drei Arbeitsgruppenthemen, die Ihnen im Vorfeld unserer heutigen Sitzung dankenswerter Weise schon zugingen, gewiss entnahmen, habe ich das Thema dramaturgisch (und keinesfalls dramatisch) zugespitzt, um einerseits Ihre Aufmerksamkeit für das unausweichliche und wichtige Thema zu gewinnen und andererseits gleich auf einen Aspekt dieser Diskussion hinzuweisen, der sehr oft in diesem Zusammenhang mit konnotiert wird – willentlich oder unbeabsichtigt.

Zuweilen werde ich bei Diskussionen auf allen nebeneinander angeordneten Ebenen von Kirche den Eindruck nicht los, dass wir uns in einem Wirtschaftsunternehmen

bewegen, für das die Gesetze der Marktwirtschaft zu gelten haben und dann, deutlich nachgeordnet, (gelegentlich) auch noch inhaltliche¹.

Gemäß dieser Logik müssten wir sogleich eine Vorstandssitzung einberufen, die CEOs Superintendent und Haushaltsausschussvorsitzender müssten Vorschläge machen, damit die Struktur der EKMB schlanker, schlagkräftiger und effizienter würde, damit wir wieder „nach vorn kommen“, weil „noch Luft nach oben“ ist und derlei „Wortwolken“ und „Wortkaskaden“ mehr.

Das bedeutete dann ganz konkret und in unschöner Regelmäßigkeit in der freien Wirtschaft die Entlassung derer, die oft ohnehin nicht genug verdienen und mangelnde Wertschätzung erfahren.

Ich habe sicher noch einige der gestanzten Sätze vergessen, die in solchen Fällen gern bemüht werden und will gleich vorwegnehmen, dass ich weniger als Nichts von ihnen halte, denn Worte sind zwar unser Medium, doch, im Gegensatz zu den beispielhaft genannten, sollten unsere Worte gefüllt, sinnesschwer und von zugekommener Kraft aus der Höhe sein.

¹ Sehr schön ist das immer wieder bei der Frage nach Spezialpfarrstellen und bestimmten kirchlichen Ämtern auf der Landessynode oder in Kreissynoden zu beobachten, die in schöner Regelmäßigkeit zum Thema werden, statt sich mit den

schmerzhafteren Fragen nach der Struktur jedweder Stellen und Schwerpunktsetzung in der Kirche zu befassen.

Und zwar nur aus einem einzigen Grund „Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, dass er der HERR ist, wir aber (eure) Knechte um Jesu willen.“²

Es geht in meinem kleinen Vortrag, der Sie auf das Wesentliche, nämlich unser gemeinsames Nachdenken, einstimmen soll, nicht um eine Personalstellenreduktion zum vermeintlich finanziellen Wohle des Kirchenkreises, sondern um die Frage, was macht uns in der heutigen Zeit zur Kirche Jesu Christi und was macht uns so glaubwürdig, dass wir unsere Relevanz behalten in einer Welt, in der es zunehmend um Fragen der Effizienz, um Kosten-Nutzen-Abwägungen und bestenfalls um Win-Win-Situationen geht?

„Wenn ich keinen Nutzen davon habe, dann helfe ich auch nicht“, so kann man hier und dort wieder hören und ich frage mich, ob wir uns wirklich schon so viel weiterentwickelt haben, wie wir wohlstandssatten Mitteleuropäer meinen? Wir hören solches Denken sonst oft aus ausgeprägten armen Ländern und wir kennen es nicht nur aus dem zuweilen glorifizierten Mittelalter und aus der Zeit der Mangelwirtschaft der DDR, in der vor allem dem gern geholfen wurde, der „blaue Fliesen“³ anbieten konnte.

² II Kor 4₅

Worum es uns gehen sollte ist die Frage, wonach und woran wir uns als Kirche Jesu Christi ausrichten, was uns in unserem Denken, Reden und Tun antreibt und worin wir uns ankern in den Stürmen der Zeit?

Zuweilen kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass viele Zeitgenossen in unserem Land der Vorstellung frönen, dass es noch nie eine schwierigere Zeit als die unsere gab. Richtig ist, dass wir nur wenige Jahrzehnte zurückschauen müssen, um uns von dieser falschen Vorstellung zu befreien.

Natürlich ist die derzeitige Situation alles andere als einfach, verlangt uns Überlegungen ab, die wir vor zwei Jahren noch für undenkbar und uns selbst dazu nicht fähig hielten. Doch wir haben gute und hilfreiche Angebote entwickelt, sind zuweilen über uns hinausgewachsen, lernten binnen Wochenfrist digitale Möglichkeiten kennen und nutzen, die wir uns erst einmal erschließen mussten. Das gilt es dankbar festzuhalten und nicht gering zu schätzen.

Aber es ist beileibe wirklich Nichts verglichen mit dem, was einige von uns in DDR-Zeiten erlebten, als Gesinnungsschnüffler die kirchliche Arbeit erschwerten und noch we-

³ Ein Synonym für 100,- DM – Scheine, das in offiziellen Anzeigen der Tagespresse nach ihrer Dechiffrierung verboten wurde, was dem Tauschhandel „Leistung“ gegen DM keinen nennenswerten Abbruch tat.

niger, als Mitglieder der BK für ihre Aufrichtigkeit in Gefängnisse und Konzentrationslager kamen und für Ihren Glauben und ihre Aufrichtigkeit oft genug mit dem Leben bezahlten.

Die Empörung, als sich Corona-Leugnerin Jana mit Sophie Scholl verglich und ein elfjähriges Mädchen sich mit Anne Frank⁴, weil es seine Geburtstagsparty versteckt feiern musste, war einhellig und fußte auf der sogar emotional wahrnehmbaren Falschannahme, dass beides zu vergleichen sei, mal ganz zu schweigen von dem damit mehr als minder latent zum Ausdruck kommenden subtilen Antisemitismus.

Wir leben in keinen einfachen Zeiten, das ist gewiss wahr, aber es gab viele Epochen, in denen es Christen viel schwerer hatten und nicht klagten, sondern Kirchen bauten und sich umeinander und die Schwächsten der Gesellschaft kümmerten.

Eine erhebliche Zahl der heute oft als (Bau)Last bezeichneten Kirchenbauten, wurden mit dem Schweiß und unter großen Anstrengungen der Gemeindeglieder in diesen schweren Zeiten und den letzten Scherflein der Witwen⁵

⁴ <https://www.fr.de/politik/hannover-vergleiche-ns-zeit-sophie-scholl-corona-demo-querdenken-jana-kassel-zr-90108170.html#:~:text=Der%20Vergleich%20mit%20Sophie%20Scholl%20ist%20nicht%20das,weil%20sie%20ihren%20Geburtstag%20unter%20Corona-Bedingungen%20feiern%20musste.>

erbaut. Dies gilt es, sich heute immer mal wieder in Erinnerung zu rufen.

Was aber sollten wir noch erinnern? Ich meine, dass wir heute wieder in den Blick nehmen sollten, was Menschen wie Bonhoeffer, was Menschen wie Sie und mich in DDR-Zeiten getragen hat, als unser Verdienst dem eines ungelerten Hilfsarbeiters im Chemiekombinat vergleichbar war.

Wir waren, u.a. weil alle das wussten, absolut vertrauenswürdig, weil wir zum Großteil erdulden mussten, dass unsere Kinder oder wir selbst keine Karriere in der „größten DDR aller Zeiten“ machen konnten, Nachteile wie Nichtzulassung zum Abitur oder zur Hochschule ertragen.

Wir machten das alles aus Überzeugung! Ich befürchte zuweilen, dass das heute nicht mehr durchgängig so ist, wenn kirchliche Mitarbeiter über dies und das klagen und dennoch ihr volles Gehalt oder ihre Alimentierung erhalten.

Eine solche Klage leuchtet einer Arbeiterin mit Kurzarbeitergeld oder einer freien Künstlerin ohne jede Einnahme nicht direkt ein und macht uns, ganz ungeschminkt gesprochen, absolut unglaublich.

⁵ Mk 12₄₂

Wir haben in DDR-Zeiten oft gegen den Strom geredet, gelebt und gelitten. Aber wir haben das, mehr als heute, oft sehr gut biblisch begründet getan. Die Bibel gab uns die Ausrichtung, sie fehlte in keinem GKR, in keiner Christenlehre, keiner JG und keinem Seniorenkreis und war als „**Überlebensmittel**“ steter Begleiter oft auch am Arbeitsplatz im Kombinat.

Wie oft gründen wir uns heute im biblischen Wort?

Dieser Frage und was wir uns aus der DDR-Zeit in unsere Zeit „**hinüber-erinnern**“ sollten und können, sollte uns heute in unserem Nachdenken beschäftigen.

Gleichzeitig aber haben die Reichtümer, die wir heute haben, die Mittel von vor dreißig Jahren nicht durchgängig für das Heute taugen. „Ecclesia semper reformanda“ ist der reformatorische Impetus und Leitspruch, der auch heute gilt.

Zur Digitalisierung habe ich mich vorhin schon geäußert. Wir können mit ihr viel mehr Menschen niedrigschwelliger erreichen als mit den bisherigen Angeboten. Aber wir wissen nicht, ob diese vierhundert Gottesdienstbesucher länger als ein Wimpernschlag dabei waren, sich nur verirrt haben oder das Wort hörten, das ihr Leben veränderte.

Ich wünsche mir letzteres, aber wie können wir diese Menschen so erreichen, dass Sie unsere Gemeinschaft als hilfreich erleben und zu ihr gehören möchten?

Eine gefühlte Gemeinschaft ist noch lange keine erfüllende Gemeinschaft. Mancher, der tausende Freunde, Follower und Likes hat, kann vor Einsamkeit inmitten von Menschen verkümmern und wir merken es nicht einmal.

Die Behinderten und Vereinsamten saßen z.Z. Jesu am Straßenrand. Heute sind sie dort weithin verschwunden und sitzen uns unbekannt in ihren Sozialwohnungen. Äußerlich mit dem wirklichen Notwendenden versorgt, jedoch nach Sozialkontakten bewertet mit einer latenten Gefahr der Verwahrlosung und Vereinsamung.

Ich las unlängst von einer, im Mai „an den Start gehenden“⁶ App zur Vernetzung der Christen im Kiez. Hier sollen sich Christen mit ihrem Wohnumfeld vernetzen, sich gegenseitig in ihrer Wohngegend beistehen durch Wort und Tat. Das wäre solch ein zukunftsweisendes digitales Medium, mit dem sich Gemeinschaft bauen und sich gleichzeitig an den medialen Möglichkeiten anschließen und physische neu gründen lässt.

Im Übrigen finde ich es wichtig, dass wir die Themen der Menschen finden, aufgreifen und so sprachfähig werden, so dass Sie uns verstehen und sich verstanden fühlen.

Ich bin ein großer Freund von lutherischer Liturgie. Auf dem Grunde meines Herzens weiß ich aber, dass wir die Generation meiner Enkelinnen damit nicht mehr erreichen.

⁶ Auch so eine Worthülse unserer Tage

Das Alte bewahren und wertschätzen und das Neue dennoch probieren und nicht lassen. Ideen wie @theresaliebt machen es vor und erreichen viele Menschen, die ich mit der Schönheit lutherischer Liturgie leider nicht erreiche.

Ecclesia semper reformanda für die, die wir neu erreichen wollen. Liebevoll und heute verständlich gehaltene Gottesdienste in bisheriger Liturgie für die, die sie lieben und sich damit verbunden und in ihr beheimatet fühlen. Beides darf, beides kann, beides muss nebeneinander und nicht in Konkurrenz bestehen können.

Zuletzt noch ein Experiment: eine dritte Gruppe beschäftigt sich mit der Freiburger Studie, dem kirchlichen mene tekel⁷ unserer Tage. Es steht wie ein erratischer Block vor uns und stellt uns scheinbar die Frage: Macht unser Engagement überhaupt einen Sinn, wenn wir ohnehin auf einen solch extremen Schrumpfungsprozess zugehen, der unabwendbar zu sein scheint?

Wenn man sich die Freiburger Studie ansieht, so wird gleich am Beginn im Interview von Prof. Raffelhüschen gesagt: *„Unsere Projektionen gehen davon aus, dass das Tauf-, Austritts- und Aufnahmeverhalten von Kirchenmitgliedern in den letzten Jahren auch für die Zukunft repräsentativ ist. Wenn sich dieses allerdings langfristig verändert, werden auch die Ergebnisse andere sein.“*

⁷ Dan 5₂₅

Er stellt damit fest, dass das Ergebnis auf Annahmen⁸ beruht, die von heute in die Zukunft perpetuiert werden und somit eine Prognose ermöglichen.

Ich frage mich, ob uns eine solche Prognose wirklich hilft oder ob sie lediglich den uns Deutschen eignenden Hang, alles sicher berechnen und quantifizieren zu können, bedient?

Natürlich sind solche Überlegungen hilfreich, sie ermöglichen uns, etwas zugespitzt, eine relative Sicherheit in unseren Planungen, ist es doch nicht unwichtig, dass wir einigermaßen sicher planen können, wieviel Taufwasser wir voraussichtlich 2052 werden erwärmen müssen.

Es besteht zugleich eine Gefahr auf der anderen Seite, die da lautet: ach, wenn das nur Prognosen sind, so schlimm wird es schon nicht werden. Unsicherheit wie trügerische Sicherheit werden uns nicht helfen.

Ich frage mich zudem, ob Jesus all diese Prognosen und Studien davon abgehalten hätten, seine Jünger in die Welt zu senden und aufzufordern, sie zu seinen Jüngern zu machen?

Wenn wir auf die nackten Zahlen sehen, dann wird doch grob skizziert, dass wir auf 24 % der Kirchenmitgliedermin- derung überhaupt keinen Einfluss haben. Sie sind demogra- phischer Natur. Dass können wir betrauern oder schlecht

⁸ u.a. Gutmann/Peters, #projektion2060, S. 113 u.ö.

finden, es ändert aber nichts, macht uns höchstens deprimiert und lähmt Initiativen.

Damit wird aber, und das ist m.E. viel zu wenig im Blick, unausgesprochen gesagt, dass wir auf 76 % Einfluss haben.

Die Studie sagt das nicht wortwörtlich, sondern geht von einer Halbierung der Zahlen aus und von 28 % Schwund aufgrund kirchenspezifischer Faktoren, namentlich fehlende Taufen, Austritte und fehlender Wiedereintritte.

Ich sehe hier mindestens drei Handlungsoptionen, die einen echten „Mut-Ausbruch“ erfordern:

Zum einen, dass wir uns gut um die 50 % der Kirchenmitglieder kümmern, die uns seit Jahren und Jahrzehnten die Treue halten.

Wer sich in der Pädagogik nur an denen orientiert, die auffällig sind, der verliert den Kontakt zu der Mehrheit, die eine Gruppe trägt und verliert diese im Gesamten meist zu wenig Beachteten.

Achten wir also auf die „Stillen im Lande“⁹. Auf die, die womöglich nicht so oft in den Gottesdienst kommen, wie wir das chic und nützlich fänden, die aber die finanziellen Ressourcen maßgeblich bereitstellen, aus denen wir schöpfen und die unsere Arbeit ermöglichen.

Dazu gehört aber auch die ehrliche Anerkennung der Tatsache, dass wir sehr genau prüfen müssen, was von den bestehenden Angeboten wirklich unverzichtbar und notwendig ist? Ich kann gut verstehen, dass jede KG ihre Gottesdienste in ihrer Kirche haben will, wenn aber eine Pfarrerin am Sonntag drei Gottesdienste hält und in jedem nicht einmal zehn Besucher sitzen, dann frage ich mich, was den womöglich zufälligen Besucher dieses Gottesdienstes daran reizen soll wieder zu kommen, weil es so einladend war und er die Pfarrerin am Gottesdienstende nur noch als ein Windhauch vorbeifliegen fühlte, auf dem Weg zum nächsten Gottesdienst?

Hohe Synode, wir reiten noch auf zu vielen, partikularen Interessen und sitzen oftmals auf „toten Pferden“, die sich nur noch unter dem Sattel, auf dem wir sitzen, bewegen.

Wir müssen radikale Veränderungen ins Auge fassen, ohne Rücksicht auf Liebgewordenes der vergangenen Jahrzehnte, alles auf den Prüfstand stellen und miteinander abwägen, was ist richtig und wird weitergeführt und was wird sein gelassen.

Ein paar kleine Beispiele und dann die Begründung, warum ich diesen Weg für alternativlos halte.

⁹ Ps. 35₂₀

Es will mir überhaupt nicht einleuchten, warum in einer Stadt zur gleichen Zeit gleiche Gottesdienstangebote stattfinden. Das lässt sich auch im dörflichen Kontext von Pfarrbereichen sagen. Manchmal liegen nicht mal ein bis drei Kilometer dazwischen.

Warum nicht den einen Gottesdienst am Morgen nach Agende 1 und am Nachmittag oder Sonnabendnachmittag einen Gottesdienst speziell für Familien oder Senioren und/oder am Abend für Jugendliche ...?

Können wir so nicht kraftsparend agieren und dabei konkrete Angebote für konkrete Zielgruppen, die die konkreten Themen der Menschen aufnehmen, anbieten? Wir könnten die Themen der Menschen durchbuchstabieren und gemeinsam prüfen, welche Antworten die Bibel auf ihre Fragen und Ängste hat.

Oder: Konfirmandengruppen aus einem größeren Einzugsgebiet werden zusammen organisiert. Ein Hol- und Bringedienst von Eltern hilft dabei, das funktioniert ja auch beim Fußballtraining problemlos.

Ich glaube auch nicht, dass Senioren zum monatlich dreistündigen Treff immer den Pfarrer brauchen. Eine engagierte Frau aus dem Ort kümmert sich um das Drumherum, zwei-vier Mal im Jahr kommt die Pfarrerin, den Rest gestalten die Senioren allein oder mit Referenten. Schon wäre Zeit gewonnen für anderes.

Soweit drei Beispiele. Und jetzt komme ich zur Begründung.

Die hauptamtlich Engagierten brauchen die ehrenamtlich Engagierten. Nicht als Ergänzung oder „Notnagel“, sondern weil sie nur zusammen wirklich glaubwürdig Gemeinde bauen können.

Gemeinden haben sich leider daran gewöhnt, dass sie Hauptamtliche haben, die das geistliche Leben für sie vorbereiten und mit ihnen feiern.

Das ist aber nicht die Botschaft der Heiligen Schrift. Die Hauptamtlichen sind nur für bestimmte Dienste aus der Gemeinde herausgerufen, sie sind genauso Teil der Gemeinde wie alle anderen. Das geistliche Leben wird von der gesamten Gemeinde getragen und befördert.

Jedes Gemeindeglied ist berufen, seine Gedanken zu einer Bibelstelle in einer Andacht zu äußern. Oftmals ist das sogar authentischer als von uns zuweilen verkopften Akademikern – so jedenfalls meine Erfahrungen in der Lektorenausbildung in Thüringen.

Hier braucht es einen deutlichen Paradigmenwechsel in unserem Gemeindeverständnis und der kann nur aus dem Gemeinden selbst kommen, angestoßen von dem Gremium aller Gemeinden, der Kreissynode.

Darüber hinaus darf unser Blick zu denen schweifen, die durch Ihre verbalen wie nonverbalen Beiträge kritische Distanz erkennen lassen

Es gibt sie durchaus, die Interessierten von außen. Die die kritischen Fragen stellen, die oft verdeckt mit ablehnend wirkendem Ton nachfragen und wissen wollen, was wir haben, was uns trägt, was uns Halt gibt in dieser Zeit, in der jeder Mensch auf sich selbst zurückgeworfen und vor die Frage gestellt wird: was ist mein Fundament, das mir Halt gibt, dass mich nicht umstürzen lässt in den Stürmen der Zeit?

Wo finden wir diese kritischen Frager? Als erstes fallen mir die Jugendlichen ein, die zu Recht alles und jeden in Frage stellen. Es sind die Menschen, die stehen bleiben, wenn wir etwas vor der Kirche veranstalten oder die zuweilen sogar den Mut haben, in die Kirche zu schauen.

Das Gemeindeaufbaukonzept des Paulus war, dass er überall danach suchte, wo sich die Menschen treffen. In Act 16 heißt es: „¹³Am Sabbattag gingen wir hinaus vor das Stadttor an den Fluss, wo wir dachten, dass man zu beten pflegte, und wir setzten uns und redeten mit den Frauen, die dort zusammenkamen.“

Dorthin gehen, „wo die Menschen sind“. Für damalige Zeit unvorstellbar: „wo die Frauen sind“.

Wo sind die Menschen heute in unserem Sprengel? Wenn sie nicht in die Kirche kommen, dann müssen wir zu ihnen gehen, denn „den Menschen fehlt der Glaube nicht genug, als dass sie dafür ihr Leben ändern würden“ wie es Valerie Schönian in Ihrem Buch „Ostbewusstsein“ formuliert.

Wenn dem so ist, und Vieles spricht dafür, dann ist ein Weg der, dass wir den Menschen vorleben, und nicht nur erzählen, was unser Glaube mit uns macht. Was er uns bedeutet.

Dass er uns trägt, uns die Kraft gibt, die über unsere Kraft hinausweist, die uns Dinge tragen hilft, die wir sonst nicht selbst tragen könnten.

Da braucht es nicht viele Worte, da braucht es Ansprechpersonen vor Ort – haupt- und ehrenamtlich Engagierte. Wir müssen heraus aus der oft selbst verschuldeten Sprachunfähigkeit, die davon herrührt, dass wir zu wenig über unseren Glauben sprechen, dass wir uns zu wenig trauen unseren Glauben zu leben und z.B. privat wie öffentlich zu beten.

Menschen dafür zuzurüsten, dass sie als Gesprächspartner zur Verfügung stehen, das könnte ein vielversprechender Weg sein, das Modell Gemeindegärtner, das wir in meinem alten Kirchenkreis mit dem Kloster Volkenroda begründet haben und von dem ich zum Konvent übernächste Woche zu erzählen gebeten bin.

Die Lektorenausbildung in Ihrem KK ist auch solch ein Projekt, um Sach- und Sprachkompetenz im Glauben zu erwerben oder zu erweitern.

Aber es braucht nicht viel mehr als das, was wir alle können: ehrlich und aufrichtig von unserem Glauben zu erzählen, ihn erkennbar werden zu lassen, indem wir nicht mitmachen bei undifferenziertem Gerede über andere, die da oben, die anderen o.ä. Sprachmuster und Worthülsen.

Dafür gut von anderen reden, nichts schönreden aber gutschprechen, das Beste vom anderen denken und ihm oder ihr zuhören. Sie haben da viele Ideen, bin ich mir sicher.

Lassen Sie uns also beginnen, miteinander nachzudenken, gemeinsam nach Wegen suchen, das Dickicht über manch altem Weg zu lichten und Wege wieder neu zu entdecken, die es schon gibt.

Neue Wege, die wir bisher nicht sahen, auszuprobieren und nicht am Ende des Weges die Zahlen der Freiburger Studie zu erwarten, sondern Christus, der uns sagt: *„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. niemand kommt zum Vater denn durch mich.“*¹⁰ Dann sind wir wirklich angekommen.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit

Impulse für je eine Arbeitsgruppe:

„Wer vierzig Jahre DDR überstanden hat, den kriegt auch die Marktwirtschaft nicht klein!“

Welche Ressourcen haben wir aus der Zeit des „real existierenden Sozialismus“ ins Hier und Jetzt hinübergerettet, die uns auch im neuen gesellschaftlichen Kontext nützlich sind und uns helfen, den christlichen Glauben authentisch zu bezeugen?

„Ecclesia semper reformanda. Wir müssen uns neu aufstellen und neu erfinden.“

Diesen reformatorische Anspruch gilt es für unsere Zeit neu durchzubuchstabieren. Angesichts der über einen Jahr währenden Corona-Zeit (mit diversen Shutdowns) steht nicht nur die Frage nach neuen Formen von Gottesdiensten (kürzer, von „verstaubter“ Liturgie „befreit“), sondern von Kirche überhaupt. Was muss sich konkret ändern, damit Kirche bei den Menschen ankommt und von ihnen verstanden wird?

Was müssen wir tun, damit die Prognosen der Freiburger Studie noch früher und noch durchgreifender eintreffen?

Diese paradoxe Intervention versetzt uns in die Lage, frank und frei zu prüfen, was es zum Untergang der Kirche bräuchte. Am Ende der Gruppenarbeit kommt es darauf an, sich genügend Zeit für die Bildung von Gegenmöglichkeiten zu lassen und diese für den Diskurs fruchtbar zu machen.

¹⁰ Joh 14₆